

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1930

163 (16.7.1930) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Unterhaltung * Wissen * Kunst

Mich hungert

Verbita, die häßliche, reiche, halbe jüdische Mädelochter, steht den schönen Mädelochtern und trägt sich ihm an. Sie verläßt Elternhaus, Wohlhabenheit und Wohlbehütetheit, folgt dem dunklen Drange, den sie für Liebe hält; die Häßlichkeit sieht es nach der Schönheit, weil Herzenseinfalt meint, das Schöne sei auch immer zugleich gut.

Es wird ein Anallid daraus: der Mann, enttäuscht, daß der Goldglanz ausbleibt, setzt die Rehrutte seiner blonden Mannlichkeit; Verbita, die im Alkohol, Verbita, die im jüdischen Familienritual behütete Erbin, die hinter Mädelochtern auf der Schattenseite ihres Bestandums hochmütig herabsehen konnte, wird eine unter vielen Proletarierinnen in den Mietkasernen Berlins und macht die Wäsche für seine Leute.

Das die Liebe ist noch da, jetzt ist es die Liebe zu Teddo, ihrem Erzieherknecht. Er ist häßlich, klein, unansehnlich wie sie, schon sind nur die beiden anderen Kinder, Dennis und Markus, die sind der Vater; aber nur Teddo ist ihr Kind, er hat ihr Herz, er küßt sie hundertfach verstärkt, weil die Welt ihn übersehen und vernachlässigt, aus dieser gleichen Lebensmurren lieben Mutter und Sohn einander mit einer Ausschließlichkeit, die wunderbar ist.

Dieser Junge liebt die Armut, er liebt sie, er liebt sie, aber nicht für sich, nur für die Mutter. Mit vier Jahren wird er betteln gelehrt von der Mutter. Er muß in Torbogen stehen, die Mädelochtern und murmeln „mich hungert“. Der Erlös wird in der nächsten Kneipe umgelegt. Mit fünf Jahren sammelt er Tabakreste und verkauft sie; mit dem Gelde kauft er schon sein Duster. Der Vater feiert Orgien in der Wohnung, während die Mutter wuscheln und puzen geht; mit sechs Jahren weiß der Junge alles, was es für Geheimnisse zwischen den Erwachsenen gibt; es berührt ihn im Inneren nicht, denn „wir lachen etwas als komisch aus, was die Kinder von seinen Leuten tragisch verarbeiten“. Nur die Mutter darf von allem nichts wissen, der Junge von vier, fünf, sechs Jahren behütet sie.

Was dieser Proletarierjunge erlebt, schreibt er auf, später, Mitte zwanzig, als er Buchhalter in einer Berliner Fabrik ist. Er geht zu einem Schriftsteller, der ihn einmal mit einem Buch tief berührt, und trägt ihm an, seine Niederschrift, viele hundert Blätter, schleißgeschrieben, als Buch unter dem Namen des Schriftstellers herauszugeben. Das Manuskript acht ein halbes Jahr später ein, der Schreiber ist unterwegs nach Amerika, keine Adresse bleibt von ihm zurück.

Dreißig erstklassige Vektoren aller berühmten deutschen Verlage haben diese Niederschrift eines Proleten aus Berlin-Kord gelesen und es für den „Dud nicht geeignet“ gefunden. Der Herausgeber, Kurt Müllner, besaß diese Ablehnung auf sich und legte nun den Namen des wirklichen Schreibers vor das Manuskript: Georg Fink. Nun liegt es als Roman mit „Mich hungert“ im Bruno Cassirer-Verlag vor. Der Bruno Cassirer-Verlag Berlin wußte das Schicksal dieser Aufzeichnungen und gab sie als Buch heraus mit dem Titel „Mich hungert“, Roman von Georg Fink. Die abgedruckte Vorrede, daß das Leben die besten Romane schreibt, wird hier Wahrheit.

Man traut sich, liest man die Erlebnisse und die Gedankenansätze des Kindes und später des jungen Mannes; ist das möglich, ist das alles wirklich wahr? In Berlin, dem Erscheinungsort des Buches, gingen die Zweifler um; der Autor war nicht da, man glaubte die romantische Vorgeschichte nicht, so daß sich der Herausgeber Kurt Müllner zu einer Erklärung in einer Zeitschrift genötigt sah. Jetzt, im Juni, kommt eine kurze Nachricht von Brüben. Georg Fink spielt ein Wort zu seinem Buch, phantastisch, unklar; er ist in Stimmung und träumt von der großen Rolle, die er „Teddo King“ spielen darf, den Proletarierjungen, spielen für die große Liebe seines Lebens, die tote Mutter. Bis jetzt wurde nichts aus diesem Traum. Georg Fink ist in Hollywood ein kleiner Filmhauptspieler, und Erfolg oder Zweifel um sein Buch in Deutschland scheinen ihm nebensächlich, denn auch Brüben ist sein Schicksal „Mich hungert“.

Das Buch ist wahr, es kann nicht anders, als erlebt sein, wenn auch leichte Uebertreibungen durch die spätere Niederschrift und die literarische Sensibilität des Schreibers unterlaufen. Niemals noch ist das Proletenleben so nackt, so ohne jede Sentimentalität dargestellt worden. In die Wohnungen und in die Menschen sieht man hinein mit dem Blick des Dasgehörigen. Kinder kriegen Kin-

der, gehen auf die Straße, Schlafburken machen die Reibe rundum in den Betten, man schlägt einander, man liebt einander, man haßt und bißt einander, alles ohne Pathos, ohne Verfliegenheit, nüchtern, sachlich wird hier das Leben fotografiert durch einen Judenjungen, der am Sonntag das Hinterhaus unterhält, indem er Theater spielt. Der Krieg wird von unten her gezeigt, ge- und verschlagene Frauen freuen sich, wenn sie den Brief mit dem Geldbescheid bekommen: jetzt gibt es Rente, es geht ihnen gut.

Der schöne Bruder wird Einbrecher, die schöne Schwester autodidaktische Freundin des reichen Mannes. Teddo geht den geraden Weg, er hungert weiter, jenseits. Wie dieser Proletenjohn von Müllner spricht, rührt an das Innerste, wie er Bruder und Schwester liebt, mit Rücksicht umgibt, zeigt eine große Seele. Doch das Sterben der Mutter enthüllt zwei Menschen von übermenschlicher Größe. Nie noch hat man so etwas gelesen, niemals wird das ausgebrochene, was im Augenblick des Todes die Scheidende und die verbleibende Seele heimat. Diese Mutter, die ihr Krebsleiden bewahren, keinen Arzt wollte, nur den Jungen um sich hatte, ist die höchste Verkörperung des Opfers; sie ist ein Held und würdig einzuweichen in die Reihe der Großen der Menschengeschichte. Doch über all diesen wunderbaren und erschütternden Einzelheiten dieses Lebens und Lebens steht ein Ereignis, das dem Beobachter seiner Klasse macht. Der kleine Teddo, der einen Gänger; er soll mit dem Sohn des reichen Mannes die höhere Schule besuchen und Spielkamerad werden. Er lehnt es ab, weil er nicht mehr sein will, wie Mutter und die beiden Geschwister, Proletarier in Hunger und Dred. Das ist die schönste Stelle des Buches. Zu Hause unter Freunden, jung vertraut mit Liebesdienen, erlebt und schildert er die Frau mit einer Zartheit und Wärme, wie sie so schön und schön sein Duster leben kann. Doch dieser Bericht auf die bessere Aussicht, das Treiben in seinem Milieu und den Seinen, das Bekenntnis zu seiner Klasse perträt Stolz und Selbstbewußtsein — Charakter.

Trappierend an dieser buchemordenden Niederschrift ist das geistige Niveau des Schreibenden. Das Buch ist „literaturfähig“ und hat sicher darum auch die Zweifel an der Echtheit ausgelöst (dem einfachen Menschen traut man ja keine Ausdruckskraft zu). Aber neben diesem literarischen Wert steht groß und leuchtend der menschliche Wert — ein Mensch schaut heraus. Wenn der Effiziente

saat: Ich kam mir schon so oft vor, manchmal... war ich müde. Müde zu allem. Zur Freundschaft mit Stephan, zum Leben mit den Geschwistern, zum Gang um Brot, in zu müde schlafen. Ich war zu müde dazu, traurig zu sein... Nur wurde ich nie müde, bis über deinen Tod hinaus; dich Mutter, lieben...

Darum wird dieses Buch — das ergreift bis in die Tiefe Seele und beghämt zugleich, weil wir alle nebeneinander hergehen ohne die Tragödie in dem andern zu leben — mehr sein als ein sonstiges Bekenntnis: es ist Scheinmerkel auf eine Klasse, die kann wird, weil sie entweder getreten oder gebührt wird, all, was der Herausgeber von dem Buch sagt: „Diesem Buch hören die Welt und die Menschen aller Sprachen, denn es ist in jeder zu uns allen.“

Allerlei

Papierverbrauch der Welt

Die französische Zeitschrift „Rapport“ hat festgestellt, daß rund 10 000 Tonnen Papier verbraucht wurden. 1880 waren bereits 100 000 und 1900 schon 8 Millionen Tonnen. Der Papierverbrauch in der Welt ist dann weiter gestiegen, 1914 auf 10 Millionen, 1920 auf 12,5 Millionen und 1927 auf 13,5 Millionen Tonnen. Von der Gesamtproduktion entfallen 33 v. H. auf Zeitungsdruk und 67 v. H. auf Post- und Einrichtungsarbeiten. Besonders die Erzeugung von Zeitungsdruckpapier gemaltig gestiegen. Es trug die Weltproduktion 1928 5,6 Millionen Tonnen, 1927 4,5 Millionen und heute fast 7,5 Millionen Tonnen. Der jährliche Papierverbrauch auf den Kopf der Bevölkerung gerechnet, beträgt in Deutschland 60 Kilogramm, in England 37 Kilogramm, in Preußen 49 Kilogramm, in der Schweiz 25 Kilogramm und in Italien 9 Kilogramm. Wie die Fremdausfuhr nach Moskau meldet, ist es in russischen Ingenieurwesen gelungen, aus Kustang, der in großen Mengen an verunreinigten Flußwässern vorkommt, Zellstoff zu erzeugen. Sollten diese Versuche gelingen, dann würden für diesen nächsten Zellstoff, der sich auf für Papierherstellung und einfache Kartons eignet, Holzschliff und Zellstoff frei, die dann für bessere Papierarten Verwendung finden könnten.

Tanz der Naturvölker

Überall, wo Menschen miteinander wohnen, finden sie sich zum Tanz zusammen. Die Tanzfreude afrikanischer Negervölker, überhaupt aller jüdischen Völker, ist allgemein bekannt. Aber auch die Eskimos im hohen Norden, in Alaska, die Dikofen Sibiriens haben ihre Tänze. In diesen Gebieten, die zum Teil noch nie eines Welken Fuß betreten hat, haben sich die Tänze der Naturvölker in ihrer Ursprünglichkeit durch die Jahrhunderte erhalten. Unendlich oft ist es der Gang der Tiere, der Flug der Vögel, das Liebeswerben der Tiere, das diesen Tänzen zweifelsfrei als Vorbild gedient hat. Durch die Verwendung von Tierhäuten, Wollen und Kernen bei den Tänzen wird das noch unterstrichen. Mit werden die Tiere mit so viel Geschick und Grazie imitiert, daß man glauben könnte, natürliche Turteltauben, die grotesken Sprünge von Affen und ähnliches vor sich zu haben. Die Wollensart der Tiere, die im Leben der Naturvölker eine große Rolle spielen, ahmen sie oft in ihren Tänzen nach.

Die Feuerländer tanzen einen Seehundstanz, bei dem sie die plumpen Bewegungen, das Gähnen dieses Tieres, nachahmen. Den Seehundstanz tanzen nur die Männer, die feuerländischen Frauen ahmen in ihren Tänzen das Flügel schlagen und die Stimmen der Seevögel so geschickt nach, daß man daraus schließen kann, welchen Vogel sie jede einzelne zum Vorbild genommen hat.

Die Eskimos, die an der Nordküste Amerikas leben, haben ihre Wollstänze. Den Wolf, das junge Tier, welches sie am meisten bedroht, haben sie am besten beobachtet. Zu diesen Tänzen befehligen sie sich Wollstänzen an den Händen und stülpen sich Wollstänze auf. Der schlängelnde Gang des beutegierigen Tieres erweist in diesen Tänzen. Gesang begleitet sie und zwar haben die Eskimos, wie die Forscher berichten, eine ganze Reihe verschiedener Gesängen und Texte. Allein Kasmussen hat 24 verschiedene von diesen Wollstänzen gesammelt.

Die Bewegungen des Bären finden sich in den Tänzen der Dikofen Sibiriens. Mit drolligen, plumpen Schritten und

Körperbewegungen gehen sie aufeinander zu, wie junge Tiere beim Spiel.

Sehr viel lebhafter als bei den Völkern des kalten Nordens, meist die Tänze der südlichen Naturvölker, wie es den verschiedenen Temperamenten entspricht.

Die lustigen Spiele der Affen, ihr neugieriges Verhalten aller Dinge, die ihnen in den Weg kommen, den Versuch, den Menschen, alles nur Mögliche zu verstehen, zeigen die Tänze Eingeborenen der Mentawai-Inseln im Westen von Sumatra. Den Gang des Reibers, der am Rande des Abflusses nach Ausschlag hält und dann blitzschnell auf sein Opfer aufbricht, ahmen die Tänzer ab. Die Tänze ahmen sie oft fälschlich ähnlich nach.

Sehr reizvoll ist eine Art Vogelstanz, der von Nordamerika bei den Sdannaeanen beobachtet worden ist. Die Tänzer bilden einen Kreis, singen und klatschen in die Hände. Ein Tänzer bewegt sich im Kreis, bewegt den Kopf und die Arme und laßt wie Turteltauben ihr Liebeswerben erkennen. Eine halbe Stunde lang währt diese Einleitung bis zuletzt die Tänzer in Ekstase gerät.

Das Ausschmökern eines Bienenwollens zeigt ein Tanz der Tenkotten, den sie mit fröhlichem Gejammer begleiten.

Bei anderen Negervölkern sind Fußstänze beobachtet worden. Dabei befehligen sie sich natürlich Fußstänze auf dem Kopf und zeigen die milden lustigen Sprünge der geliebten Tänzerin.

Bei den in Neu-Süd-Wales üblichen Känguruh-Schritten bilden sich die Tänzer ebenfalls lange Känguruh-Schritte. Ein Teil der Tänzer stellt bei diesen Tänzen die Tiere dar, die sie auf allen Vieren die komischen Sprünge der Kängurus nachahmen, was ihnen oft mit viel Geschick gelingt. Die Tänzer stellen die Kängurus dar, die immer enger eintriften und zum Erliegen.

Das Ende

Von Kurt Offenburg

(4. Fortsetzung.)

Der Filialleiter hinter der Ladentheke hervor drei große Schritte; er steht an der Tür. Nicht mit einem Rud den Sicherheitshebel, der die Gurt spannt, und der eiserne Kolladen fällt herunter. Saßt beinahe den wüßigen die Türe abdrängen Frauen auf Schulter, Kopf und Arm. Schreie, Flüche, Zurückweichen. Empörung, Erbitterung. Enttäuschung treibt einige Frauen von neuem normwärts, und schon klirren die Fensterscheiben auf die Straße.

Der Filialleiter die Tür zu seiner Hinterstube aufknallend, abriegelnd. Am Telefon: Ueberfall, Minderberung...

Die Frauen im Innern des Ladens zuerst reglos, erschrocken — toben und schreien, wie die Fensterscheiben klirrend brechen. Sich eingeschlossen lebend, beginnen sie zu fluchen, als die Halle sie merken, in der sie gefangen.

Polizei rennt die Straße herauf; schnaubende Familienwüter, die blaue Uniform abgehakt in hierstehendem Dienst. Den Säbel aus der Scheide, kommen sie mehr angeleuchtet als gelauten. Die Frauen, Silbosen in Hüften hobend, Schulter gegen Schulter rumpelnd, klammern auseinander, ängstlich aufgeschreckte Hüner, nehmenden in Seitenstrahlen.

Auf dem Pflaster die zerbrochenen Scheiben, einige leere Pappattrappen enttäuscht serstampft dazwischen. Zwei Mann als Posten davor.

Der Wachmeister durch den Tur, mit dem Säbelsknauf an die Türe trommelnd: „Polizei! Aufmachen!“

Der Filialleiter erlöst, schiebt den Riegel zurück, jaßt sitzend: „Die Räubersführer da drinnen, Herr Wachmeister.“

Er und sechs Mann hinein; die Kommiss, ostend im Hintergrund des Vagerraumes, langsam nachdrängend.

„Müssen alle mit zur Wache. Macht keine Umstände.“

Die Frauen schreien: „Verhaften wollt ihr uns...“ — „Noch schöner... Wegen lo einer Dredbande da...“ — „Seit Jahr und Los behelien sie uns um die Butter.“ — „Sagen Sie's nur.“ — „Ja, Herr Wachmeister, 's Gewicht ist immer falsch.“

Der Filialleiter säbnelnd: „Ich verlange, Herr Wachmeister, im Namen meiner Firma...“

„Lassen Sie auf sein Mann...“ Ein Blick, die Frauen abgedrängt von den Beamten, gehen murrend durch den Hausflur; hilflos widerpenfzig, wie sie auf die Straße sollen.

„Ihr könnt gleich mitgehen von der Wache. Nur die Personalkisten müssen wir feststellen.“ beschwichtigend ein rundbelegter Büroklauer.

Nach einigem Zögern — protestierend setzt sich der kleine Zug in Bewegung. Postanten gaffen, bleiben stehen, tuscheln. Zwei Ueberfall, feldmarschallisch auf dem Weg zum Bahnhof: „Erinnerung an die Heimat.“ Mutmaßungen sinnlos. Gerüchte übertrieben, laufen die Straße entlang; eine Bande Neugieriger lungert vor dem Polizeirevier, in dem die Frauen verschwinden. Minderberung. Die Frauen, im Bewußtsein unschuldig zu sein, beunruhigen die Sinnlosigkeit solcher Anklage. Der Revierversteher, als die Auslagen unterstreichen: „Mache Sie darauf aufmerksam, wir haben Kriegszustand. Das fällt bei der Beurteilung vorhängend ins Gewicht.“

Aber die Deilte aus Hungersnot häuften sich schon damals so, daß man es unterließ, solch einzelne geringere Fälle zu verfolgen.

Mit roten Köfen sitzen drei Frauen, verbunden durch soeben gemeinsam Erlebtes, in der Wohnküche des Georg Dorich. Braune Zigarettenbrühe in bliden Steingutaffen — ein Schuß gebranntes Korn als Kaffee dazumischen.

„Das ertrifft! So eine Aufregung...“ Ich ja, Jönen...“

„Heut' abend schreib' ich's mein'm Mann.“

Anne Mauer, robust und mit heißen Wangen, verteilt eine Sacharintablette, das grauschwarze Gesicht zu lächeln. Nachbarin in der gleichen Straße fragt sie die Dorich, ob der Ihre noch nicht arschtriben habe?

„Einmal von unterwegs, seitdem nichts. Die Post — so eine Schlammerei...“

„Alles geht in die Brüche. Nichts Kaputt mehr. Müssen sie meinen auch wieder weggehen. Ich sagte ihm, melde dich krank — nein, er tut's partout nicht. Wenn wir Frauen...“

„Will Jönen was sagen, Frau Dorich...“ Im letzten Augenblick überlegte Anne Mauer, daß Schweigen besser ist, sie nichts von der Absicht ihres Mannes erzählen wird. Aber weiß, jetzt sind sie einig, moran kann das Getuschel im ganzen Haus, in allen Büchern der Straße sein: der Mauer, Sie wissen doch, der Franz Mauer, der bei der Zeitung schafft, ist abgehauen. „Ja, was ich sagen wollte, wenn uns das Gericht einperret, wer soll die Kinder hüten?“

Eine sarte schmachtne Person, sie hat seit der Märzoffensive 18 nichts mehr von ihrem Mann gehört: „Das wär' noch schöner! Wer soll den Kleinen stillen? Vier Monate...“

„Man ruhig hint! Werden sich's überleben ob sie Kriegerfrauen einlösen. Da haben unsere auch ein Wörtchen zu meckern.“ Refo-

lut die Dorich. „Ich sagte meinem Mann immer: bleib dabei, zwei Buben drausen...“

„s ist wahr...“

„Und ob! Aber nein... er muß gehen der alte Ziel — ich selber Kerl, können mirs glauben, Frau Mauer — wo sich Stempel von seinem Werk reklamieren läßt. Er muß gehen.“

Denkt die Mauerin: komische Sache. Hier will der Mann, die Frau nicht; bei uns will die Frau und der Mann nicht. Die drei Tage vor Ablauf des Urlaubs, unverändert die gleichen spräche: er will nicht mehr hinaus, die Frau rebet auf zu, Dummheiten zu machen zuguterletzt, es wird ihm schon nichts steren. Sogar nachts im Bett... Erinnerung vort sie und nicht macht sie sich Vorwürfe, daß sie ihm zugeredet hat, zu gehen.

„Ist noch 'n Schlüßchen Kaffee übrig?“ Die kleine Frau, vor Monaten erst entbunden, sitzt still zwischen den beiden Weltfrauen. „Will denn gleich gehen, meine Schwiegermutter hat das Wort denken, wär' mir 'was soffert.“

„Ja, trinken Sie mal in Ruhe aus...“ Nur Geduld, Frauen, und den Kopf hoch... Der Köbel von Nr. 72 neben war zwei Jahr' vermißt und ist auch wieder gekommen.“

Die Frau schmeißt düster, beginnt zu weinen. Ihre schmalen Schultern hüpfen, in sich geladelt lauert sie auf dem Stuhl, Küchentlich.

5.

Nachmittag des 8. November 1918. Von Kiel herüber sprang der Funke des Widerstands, der Auflehnung in die größte Dolen-

Note haben klammern im Novemberwind, herab von Schiffs-

Tods, Lagerschuppen, dem Rathaus, der Post, den Bahnhöfen von vielen Amtsgebäuden der Stadt. Gelber Nebel sieht in die vigen Ballen vom Hafen herauf, füllt die dampfenden Pfeiler, breiten Straßen; die Luft verläßt die Feuchte auf dem Wasser, fiedert in Mauerkrän, in die Kleider der Menschen.

Patrouillen klammern über die Mitte des Stadtdammes, agieren sind sie zu leben, die Matrosen mit roten Armbindern umgehängten Karabinern. In der Stadt ist es still, manche schäfte haben geschlossen. Nur am Vormittag gab es ein Knallerei, in der Hafenansend und dem Lukenbezirken, als veruchte, Lüden zu plündern. Mit dem Gemeindefolken und einredlich vertrieben die roten Matrosen dem Mob Freude. Ordnung muß sein — auch in der Revolution. Dafür den sie schon sorgen, die mutigen turtschloßen Kerle, die von herüberkamen. Ein Jahr ist es her, da sagten zwei von ihnen, sie zu sterben wissen, wenn es um mehr geht als einen kleinen Tod. Die Alwin Kabis und der Max Reichelshoff; sie sind vertrieben. Die Rechnung wird jetzt bezahlt werden — aber nung muß sein.